



Ideen-Duell bis zum Tode: Bobby Sands (Michael Fassbender) streitet mit Father Moran (Liam Cunningham) über das Märtyrertum

Selbstmord als Waffe

Körper-Politik: „Hunger“, das herausfordernde Kino-Debüt des britischen Künstlers Steve McQueen, erzählt vom Gefängnisstreik der IRA

Bereits im Vorfeld der Filmfestspiele in Cannes 2008 erreichte Steve McQueens Spielfilmdebüt „Hunger“ Aufsehen, provozierte entrüstete Kommentare. Damit war zu rechnen: Schließlich behandelt der Film die letzten Wochen im Leben des IRA-Kämpfers Bobby Sands, der – zu 14 Jahren Haft verurteilt – im Frühling 1981 an den Folgen seines 66 Tage währenden Hungerstreiks in den berüchtigten H-Blocks des nordirischen Maze Prison starb; weitere neun Häftlinge folgten ihm in den folgenden Monaten in den Tod. Was hatte McQueen mit dieser Geschichte vor? Wollte er einen Ex-Terroristen als politischen Märtyrer rehabilitieren?

Es sind in erster Linie seine Filminstallationen, die den Londoner Steve McQueen, geboren 1969, berühmt gemacht haben. McQueens Karriere verlief steil: 1999 wurde er mit dem Turner Prize ausgezeichnet, 2002 nahm er an der documenta XI teil, derzeit bespielt er bei der Biennale in den venezianischen Giardini den britischen Pavillon. Das Kino ist

ihm jedoch zu nah, um es nur auf der musealen Metaebene verhandeln zu wollen.

Um simplen Heroismus ist es McQueen und seinem Koautor, dem irischen Dramatiker Enda Walsh, offensichtlich nicht zu tun: Es sei vielmehr darum gegangen, eine Debatte zu provozieren, sagt McQueen – und „unser aller Moral herauszufordern“. In seinem Hauptdarsteller hat er einen starken Verbündeten: Michael Fassbender spielt Bobby Sands, den eloquenten Unterhaus-Abgeordneten, der vom Hochsicherheitsgefängnis aus agitiert, als einen Politiker, der seine Überzeugungen rückhaltlos auch gegen sich selbst zu verteidigen bereit ist. McQueen zeigt die Ereignisse nicht nur aus Sands' Sicht: Er verschweigt nicht, wie der Krieg auch die Gegenseite erfasst und vernichtet. „Hunger“ ist kein pathetischer Abgesang auf die Irisch-Republikanische Armee, sondern eine veritable politische Elegie, deren Thema auch die körperlichen Nebenwirkungen blinden Ideologievertrauens ist.

Insgesamt wirkt „Hunger“, in Cannes als bestes Debüt ausgezeichnet, eher spröde, in seiner Fotografie sogar seltsam kalt – aber auf Hintergründigkeit legt es McQueen nicht an. Es ist symptomatisch, dass in der entscheidenden und bei Weitem längsten Szene des Films, die Sands im Streitgespräch mit einem Vertrauten, einem katholischen Priester, zeigt, die Moraldebatte stellvertretend für den Zuschauer geführt wird. Welchen Wert hat ein Leben? Mehr

oder weniger als eine Idee? Nur wer am Leben ist, kann kämpfen, argumentiert der Geistliche; wer sich selbst opfert, nimmt sich kampflos aus dem Spiel. Sands hält seine Geschichte, sein Charisma dagegen, bringt den Priester zum Schweigen.

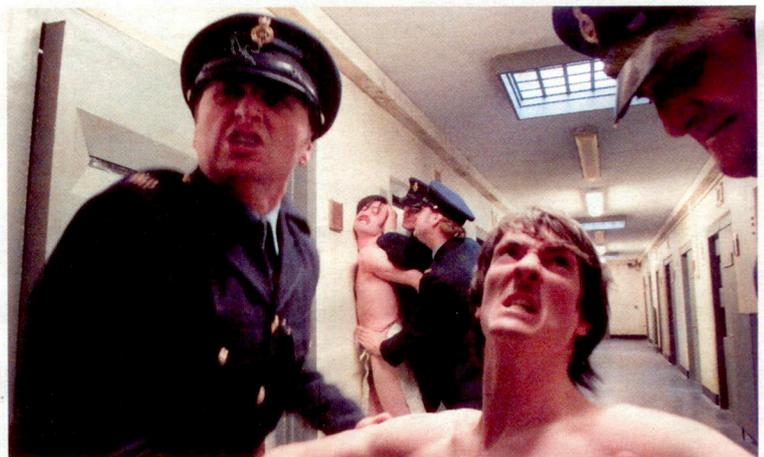
„Hunger“ wirft, in seiner Form mehr noch als in seiner Story, komplexe Fragen auf: Kann man, soll man einen realen Todesfall derart ästhetisieren? Unter falsch verstandener Bescheidenheit leidet McQueen nicht: Er denkt da an Velázquez und Goya – Attraktion und Ekel seien nah verwandt und provozierten eben Auseinandersetzung. Und „Hunger“ ist alles andere als ein Werk der politischen Korrektheit: McQueen konzentriert sich auf die schmale historische Episode, die Sands' Tod markiert, die spätere Entwicklung der IRA thematisiert er sehr ostentativ nicht. Analogien zur Gegenwart zieht er aber doch: Auf Abu-Ghraib und Guantánamo Bay spielt er assoziativ mehrmals an.

Gegen Ende der Arbeit hört man Margaret Thatchers Stimme, deren arroganter Tonfall eine Kamerafahrt über den dreckigen Gefängnisgang begleitet: Er ist bedeckt vom Urin der streikenden Gefangenen. Die Sequenz ist ebenso sarkastisch wie sachlich, Agitation und Faktizität werden deckungsgleich. Die Politik greift ganz direkt ins Körperliche ein. Die Geschichte kann das bezeugen. ■

Stefan Grisseemann

Sehenswert ●●

► **Hunger** Großbritannien 2008; Regie: Steve McQueen; Darsteller: Michael Fassbender (Bobby Sands), Liam Cunningham (Father Moran), Stuart Graham (Ray Lohan); Farbe, 96 Minuten; Kinostart: 13. August



Ausdauernder Kampf um die Anerkennung als politische Gefangene: Blick in den H-Block in „Hunger“